

5. Spurensuche: Forschungsfeld und methodologische Überlegungen

Die in den nachfolgenden Kapiteln präsentierte Studie zielt auf eine interpretative Darstellung jener sozialen Prozesse ab, die von den späten 1980er bis zu den frühen 2000er Jahren zur Verberuflichung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens und zur kontinuierlichen Konstruktion eines Berufsbildes in Österreich geführt haben. Die Untersuchung geht von der Leitfrage aus, was im Rahmen der Ausformung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens zu einem Beruf geschieht. Daraus leiten sich folgende Subfragen ab:

- Welches sind die historischen Ursprünge und wie wirken sich diese auf die Prozesse der Verberuflichung aus?
- Wer sind die handelnden Akteur*innen und woher kommen sie?
- Welche wesentlichen sozialen Prozesse sind am Wirken? Unter welchen Bedingungen entstehen sie und welche Bedeutung schreiben ihnen die Akteur*innen zu?
- Wann, aus welchem Grund und auf welche Art und Weise ändern sich die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster in Bezug auf den Prozess der Verberuflichung und den Beruf?

Versteht man das Soziale als Praxis der Grenzziehung, wie dies in Kapitel 4.3 dargelegt wurde, kann davon ausgegangen werden, dass Gleich- und Fremdsein, Ähnlichkeit und Verschiedenheit, Inklusion und Exklusion, »Wir« und »Sie« zentrale Denk- und Wahrnehmungsmuster der Akteur*innen im Zuge der Verberuflichung darstellen. Diesen Mustern wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht nur eine kategoriale, sondern auch eine performative Funktion zugeschrieben. Sie dienen nicht nur dazu, die eigene soziale Welt (für sich und gegenüber anderen) zu beschreiben, sondern zunächst dazu, diese in einem relationalen System von Berufen u.a. sozialen Umgebungen einzurichten. Auch wenn angenommen werden kann, dass solche Differenzierungen auf Fixierung und Festlegung abzielen, so ist es ebenso wahrscheinlich, dass sie häufig im Widerspruch zu den komplexen relationalen Gefügen,

den multiperspektivischen Realitäten der Akteur*innen und der Dynamik der Prozesse stehen. Dieser Dynamik soll daher besonderes Augenmerk geschenkt werden.

In diesem Sinne stehen Identifizieren und Differenzieren als sensibilisierende Konzepte am Anfang dieser Arbeit. Die Idee der Verwendung von sensibilisierenden Konzepten im (qualitativen) Forschungsprozess geht auf den Soziologen Herbert Blumer (1954) zurück, der darunter die Verwendung soziologischer Konstrukte mit hohem Allgemeingrad versteht: »Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look« (Blumer 1954: 7). Sensibilisierende Konzepte sind also keine analytischen Kategorien, sondern heuristische Werkzeuge, die erste Ideen motivieren und dazu anregen, bestimmte Fragen zum gewählten Thema zu stellen. Sie geben den empirischen Interessen einen losen Rahmen und dienen als Entrée in das Feld, in dem sie eine Konkretisierung erfahren (Charmaz 2006: 16f.). Ihr empirischer Gehalt ist laut Udo Kelle (2007:207ff.) so gering, dass es schwierig ist, inhaltvolle Propositionen oder testbare Hypothesen direkt abzuleiten. Der Vorteil ihrer Unschärfe liegt darin, dass sie auf eine breite Palette relevanter Phänomene anwendbar sind. Sie werden erst in der Auseinandersetzung mit dem Feld präzisiert und eignen sich daher als Ergänzung zur Methode der Grounded Theory.

5.1 Das Feld und die Forscherin

Als Gebärdensprachdolmetscher*innen werden im Rahmen der Studie all jene Personen bezeichnet, die sich als solche wahrnehmen bzw. wahrnahmen oder als solche wahrgenommen werden bzw. wurden, sei es, dass sie dieser Tätigkeit haupt- oder nebenberuflich, bezahlt oder als Freundschaftsdienst, bei informellen oder formellen Gelegenheiten, langfristig oder auch nur sporadisch nachgegangen sind oder nachgehen. Diese breite tentative Umschreibung zielt zum einen darauf ab, die Gesamtheit aller Akteur*innen im Blick zu behalten und nicht lediglich auf Leitfiguren oder »pressure groups« zu fokussieren, auch wenn diesen besondere Aufmerksamkeit zu schenken ist. Zum anderen erlaubt sie die Berücksichtigung divergierender wie auch widersprüchlicher Perspektiven sowohl zwischen verschiedenen Akteur*innen als auch innerhalb eines Subjekts im Verlaufe seiner Entwicklung.

5.1.1 Gebärdensprachdolmetscher*innen im Fokus der Forschung

Gebärdensprachdolmetscher*innen stellen aus verschiedenen Gründen einen vielversprechenden Untersuchungsgegenstand im breiten Spektrum translatorischer Berufsfelder dar, was im Folgenden kurz umrissen werden soll. Der Verberuflichungsprozess in Österreich ist vergleichsweise kurz, umfasst er von den ersten losen Zusammenkünften Ende der 1980er Jahre bis heute eine Zeitspanne von nur

33 Jahren und damit weniger als ein Berufsleben. Das bedeutet, dass sich der Wandel nicht nur rasch vollzogen hat, sondern, dass einzelne Akteur*innen im Laufe ihres (Berufs-)Lebens nicht unerhebliche Veränderungen bewirkt, mitgetragen oder zumindest miterlebt haben.

Der Beruf begann sich in einer Zeit zu entwickeln, als andere translatorische Berufsfelder längst konsolidiert waren und formale Strukturen ausgebildet hatten. Auch wenn formale Strukturen wie etwa Verbände oder Ausbildungsprogramme nicht als alleinige Indikatoren für den »Entwicklungsstand« eines Berufsstandes anzusehen sind – siehe dazu die Ausführungen in Kapitel 4.3.3 –, so bieten sie sich an dieser Stelle an, um die Landkarte grob abzustecken und einen ersten Vergleich einiger Berufsfelder in Österreich zu ziehen: So wurde der österreichische Verband der Gerichtsdolmetscher*innen¹ 1920 gegründet (Bernardini 1996), der österreichische Verband für Dolmetschen und Übersetzen *UNIVERSITAS*² im Jahre 1954 (Jenner 2012). Studien für Translator*innen werden in Österreich seit 1943 (Wien) und 1946 (Graz und Innsbruck) angeboten.

Blickt man über die österreichischen Grenzen hinweg, so war das Gebärdensprachdolmetschen Ende der 1980er Jahre, als erste Professionalisierungstendenzen in Österreich auszumachen waren, kein neuer oder gar unbekannter Beruf. In den USA war der *Registry of Interpreters for the Deaf* (RID) 1964 gegründet worden, knapp darauf folgten die ersten Ausbildungsprogramme (Fant 1990; Frishberg 1986). In Europa setzte die Entwicklung später ein, die ersten mehrjährigen Ausbildungsprogramme wurden ab Mitte der 1980er Jahre eingeführt,³ in Schweden gab es seit den 1960ern Kurzausbildungen (Napier/Leeson 2016). Als erste akademische Einrichtung Europas, die sich mit der Erforschung der Gehörlosengemeinschaft und ihrer Sprache befasst, wurde 1978 an der Universität Bristol das *Centre for Deaf Studies* gegründet und 2013 geschlossen (ibid.).⁴ Ab 1987 bot es ein Teilzeit- und ab 1990 ein Vollzeitstudium für Gebärdensprachdolmetscher*innen an. Das Hamburger Zentrum (und spätere Institut) für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser wurde 1981 als »Forschungsstelle Deutsche Gebärdensprache« zunächst an das Germanistische Seminar angeschlossen, ab 1993 wurde der Studiengang Gebärdensprachdolmetschen angeboten. Abgesehen von autonomen Einrichtungen wurden (und werden) Studien, auch im deutschsprachigen Raum, meist an fachfremde Institute angegliedert. Die Integration in translati-onswissenschaftliche Institute ist jüngeren Datums. Beispiele dafür sind etwa die

1 Heute: *Österreichischer Verband der allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten Dolmetscher*.

2 Heute: *UNIVERSITAS Austria*.

3 Z.B. Dänemark 1986 (Bergmann 1994), Finnland 1986 (Nisula/Mahunen 2009), Schweden 1990 (Hein 2009), Deutschland 1993 (Flessa/Schaffers 1992).

4 Die nachfolgenden Informationen stammen, wenn nicht anders angegeben, von den Websites der Institutionen.

Karl-Franzens-Universität Graz 2002 (Grbić 2009), die Macquarie University in Sydney 2002 (Bontempo/Levitzke-Gray 2009), die Lessius Hogeschool 2008 (heute KU Leuven)⁵ oder die Heriot-Watt University Edinburgh 2012. Zudem gibt es an einigen Universitäten Light-Ausbildungen, andere wiederum planen, eine Gebärdensprache einzuführen, scheitern aber immer wieder an bürokratischen oder finanziellen Hürden.

Die ersten Berufsvertretungen wurden in Europa ab Ende der 1960er Jahre, vor allem aber in den 1970er und 1980er Jahren gegründet,⁶ das *European Forum of Sign Language Interpreters* (efsli) 1993. Der *Österreichische Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verband*⁷ wurde 1998 gegründet, einige europäische Verbände noch weitaus später (Pym et al. 2013). Eine erste europaweite Umfrage über die Ausbildung von Gebärdensprachdolmetscher*innen, Gebärdensprachverwendung und Dolmetschdienste wurde 1986 durchgeführt (Woll 1988).

Nicht nur waren also in der Zeit, als in Österreich der Beruf zu entstehen begann, in anderen Ländern bereits formale Strukturen entwickelt, Gebärdensprachdolmetschen hatte auch das Interesse der Forschung geweckt. In einer bibliometrischen Studie zeigte Grbić (2007) die Entwicklung der Publikationstätigkeit (ohne Arbeiten zur Ausbildung) zwischen 1970 und 2005 auf. So erschienen in den 1970er Jahren 72 Arbeiten, in den 1980ern 175, und in den 1990ern waren es bereits 371. Während in den 1970er Jahren die meisten Publikationen die Themen Dolmetschqualität (26 %) und einzelne Settings (26 %) behandelten, waren es in den 1980er Jahren vorwiegend Settings (28 %) und berufsbezogene Themen (19 %). Im gesamten Untersuchungszeitraum wurden lediglich 6 % der Texte in translationswissenschaftlichen Publikationsorganen abgedruckt, d.h., dass sich die Forschung zum Gebärdensprachdolmetschen über weite Strecken abseits der Translationswissenschaft entwickelte. Die ersten Standardlehrbücher, die auch in europäischen Bibliotheken verbreitet waren, erschienen in den USA, etwa *Sign Language Interpreting: A Basic Resource Book* von Sharon Neumann Solow (1981) und *Interpreting: An Introduction* von Nancy Frishberg (1986). Der *Sign Language Interpreting Studies Reader* mit Nachdrucken von Beiträgen ab den 1960er Jahren wurde 2015 von Cynthia Roy und Jemina Napier herausgegeben.

Eine Besonderheit des Gebärdensprachdolmetschens ist, dass es traditionelle translationswissenschaftliche Kategorien durchbricht. Gebärdensprachdolmetscher*innen sind nicht nur im gesamten Kontinuum zwischen inter- und intrasozialen Handlungszusammenhängen (Pöchhacker 2000: 39) tätig, sondern auch in Settings wie Bildung, Arbeitsplatz, Kunst und Kultur, Sport oder Religion, für

5 Persönliche Information Myriam Vermeerbergen.

6 Schweden: 1969, Dänemark: 1977, Norwegen: 1978, Frankreich: 1978, Finnland: 1982, Großbritannien: 1987.

7 Heute: *Österreichischer Gebärdensprach-DolmetscherInnen- und -ÜbersetzerInnen-Verband*.

die Lautsprachdolmetscher*innen seltener bestellt werden. Eine weitere Kategorisierungsschwierigkeit betrifft die kategoriale Differenzierung in Übersetzen und Dolmetschen, eine Problematik, die in jüngerer Zeit hinsichtlich Laut- und Schriftsprachen diskutiert wird, etwa im Falle der Bühnentranslation (vgl. Griesel 2009). Während für Gehörlose anfangs nur gedolmetscht wurde, entstanden durch die Entwicklung neuer Technologien und gesetzlicher Maßnahmen zur Verbesserung des Zuganges von Menschen mit Behinderungen zur Wissensgesellschaft Mischformen, die sich auf einer Skala zwischen Übersetzen und Dolmetschen bewegen und die herkömmliche scharfe Trennung zwischen den beiden Kategorien in Frage stellen (vgl. Wurm 2014; Grbić 2017a).

Gebärdensprachdolmetscher*innen arbeiten mit zumindest einer Sprache, die grundsätzlich visuell und nicht auditiv perzipiert wird. Sie sind physisch präsent (bzw. beim Ferndolmetschen sichtbar), stehen also metaphorisch auf der Bühne und sind durch ihre körperlich-affektive Präsenz ins Geschehen involviert. Im Gegensatz zu Konferenzdolmetscher*innen in Kabinen, denen Tipton (2009: 61) eine »disembodied presence« attestiert, kann man Gebärdensprachdolmetscher*innen mit Cronin (2006: 76ff.) als prototypische Vertreter*innen einer »embodied agency« bezeichnen. Ob in triadischen Gesprächen oder vor großem Publikum, sie sind nicht nur sichtbar, sondern werden oft neugierig taxiert, ihr Körper wird zum Mittel der Selbstinszenierung und zum sozialen Symbolträger, zum sichtbaren Schauplatz von Translation und zur Folie diverser Interpretationsmöglichkeiten. Dies ist nicht zuletzt insofern ein interessanter Aspekt, als das Motiv des Körpers in jüngerer Zeit das Interesse der Translationswissenschaft geweckt hat, sei es durch die Betrachtung von Translation unter dem Aspekt der Performativität (van Lawick/Jirku 2012), aus der Perspektive der *Situated Embodied Cognition* (Risku/Windhager 2013), im Rahmen didaktischer Zugänge (Bahadır 2010b) oder durch die Untersuchung von historischer Dolmetscher*innen auf Basis fotografischer Korpora (Fernández-Ocampo/Wolf 2015).

Gebärdensprachdolmetscher*innen arbeiten für Kund*innen aus Gemeinschaften, die sich in einem komplexen Spannungsfeld zwischen dem Status einer sprachlichen und kulturellen Minderheit auf der einen Seite und dem von Menschen mit Behinderung auf der anderen Seite bewegen, was sowohl ihr eigenes Selbstverständnis als auch die Wahrnehmung durch die Gesellschaft nicht unerheblich beeinflusst (zu Gehörlosengemeinschaften vgl. de Meulder et al. 2019). Dies zeigt sich bereits auf der Ebene der Legislative. Die Österreichische Gebärdensprache wurde 2005 in Art. 8 Abs. 3 des Bundes-Verfassungsgesetzes (B-VG) als »eigenständige Sprache« verankert (BGBl 81/2005), was allerdings nichts über das tatsächliche Recht auf die Verwendung der Sprache aussagt, wie dies Verena Krausneker und Katharina Schalber (2007) für den Bildungsbereich eindrücklich aufzeigen (zur Anerkennung der ÖGS vgl. Dotter et al. 2019). Das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz (B-BGStG) definiert Behinderung – und damit auch

Gehörlosigkeit – aus einer medizinischen Perspektive in § 3 als »die Auswirkung einer nicht nur vorübergehenden körperlichen, geistigen oder psychischen Funktionsbeeinträchtigung oder Beeinträchtigung der Sinnesfunktionen, die geeignet ist, die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu erschweren« (BGBl I 82/2005). Der Einfluss der Gesellschaft auf Behinderung bleibt in der österreichischen Gesetzgebung weitgehend ausgespart. In der Wissenschaft werden Gehörlose heute zunehmend durch eine intersektionale Linse als diverse kulturelle Minderheit und Behindertengruppe betrachtet (de Meulder et al. 2019; Napier 2021: 2).

Die medizinische, psychologische und heil- bzw. sonderpädagogische Behandlung von Gehörlosigkeit in der Geschichte hinterließ in der Gehörlosengemeinschaft traumatische Erinnerungen und führte zu einem zwiespältigen Verhältnis zur hörenden Mehrheit. Der Blick auf Gehörlose als defizitäre Individuen wurde bereits von Harlan Lane (1986, 1992) behandelt, der dem medizinischen ein kulturelles Modell von Gehörlosigkeit entgegenstellt. Im Rahmen seiner Untersuchungen zur Konstruktion Gehörloser zu gesellschaftlichen Außenseiter*innen greift er den Begriff des »Audismus« auf, um die paternalistische institutionelle Behandlung von Gehörlosen unter dem Deckmantel wohlwollender, humanitärer Gesinnung aufzuzeigen. Da sich Sprache, wie Lane (1986) ausführt, als probates Mittel hegemonialer Intervention zur Herstellung von Homogenität anbietet, war es relativ einfach, Gebärdensprachen als primitive Pantomime mehr als hundert Jahre lang aus dem Feld der Gehörlosenbildung zu verbannen. Im Kielwasser der Differenzierung zwischen einer medizinischen und einer kulturellen Konstruktion von Gehörlosigkeit begann sich Ende der 1980er Jahre die Groß- bzw. Kleinschreibung des Ausdrucks »Deaf« bzw. »deaf« durchzusetzen, die auf einen Vortrag James Woodward im Jahre 1975 zurückgeht. Carol Padden und Tom Humphries (1988) propagierten daraufhin die Verwendung von »Deaf« für kulturell Gehörlose und »deaf« für jene, die keine Gebärdensprache verwenden und sich nicht als Teil der Gemeinschaft sehen. Woodward und Horejes (2016) stehen einer solchen rigiden Dichotomie, die ein »ideological battlefield« (ibid.: 287) auslöste, inzwischen sehr kritisch gegenüber.

Der gehörlose Forscher und Aktivist Paddy Ladd (2003) lehnt sich in seiner Monografie zur Gehörlosenkultur gegen den »linguistic« wie den »welfare colonialism« der Hörenden auf und setzt dem defizitorientierten Konzept von »deafness« das wissenschaftliche Konzept und politische Programm der »deafhood« entgegen. Es solle einerseits Möglichkeiten anstelle von Defiziten betonen, Individuen ebenso wie die Gemeinschaft bei der Stärkung ihrer Identität unterstützen sowie dazu beitragen, die Folgen verinnerlichter negativer Mehrheitsdiskurse zu überwinden. Andererseits sollte es der Wissenschaft als analytischer Rahmen für die Erforschung von Gehörlosenkulturen dienen. Die Ausführungen lassen auf beidseitige Grenzziehungsarbeit und reziprok inkompatible Konstruktionen einer »hörenden Welt« und einer »gehörlosen Welt« schließen, die sich in der Forschung perpetuieren,

wobei sich Ladd bewusst eines strategischen Essenzialismus bedient (ibid.: 217). Ein dialogisches Modell gehörloser Identität als fluid konturierte Ontologie bieten Guy McLroy und Claudine Storbeck (2011) an und stellen sich damit gegen oppositionelle Kategorien und eine Rhetorik der Exklusion. Diese Polarisierung zwischen »hörender Welt« und »gehörloser Welt« ist, wie noch aufgezeigt wird, auch im Zusammenhang mit dem Dolmetschen nicht unerheblich, wenn Kinder gehörloser Eltern Dolmetscher*innen gegenübergestellt werden, die aus der fremden, übermächtigen »hörenden Welt« kommen (siehe Kapitel 7.3.1).

Wie gezeigt werden konnte, ist das Gebärdensprachdolmetschen ein vielversprechendes Untersuchungsfeld. Auch wenn die Publikationstätigkeit dazu stetig zunimmt, sind nur wenige Forscher*innen translationswissenschaftlich sozialisiert, was sich auf die theoretische Basis, die Forschungsfragen ebenso wie das Selbstverständnis auswirkt. Insofern soll mit dieser Arbeit auch ein Beitrag dazu geleistet werden, diesen Bereich der Translation in einem breiteren translationswissenschaftlichen Rahmen zu verorten.

5.1.2 Engagement und Beobachter*innenrolle: Der Zugang zum Feld

In diesem Kapitel sei mir gestattet, einen persönlicheren Ton anzuschlagen. Dies scheint geboten, um aufzuzeigen, welche Rolle ich als Forscherin in dem von mir untersuchten Feld einnehme. Aufgrund meiner Involvierung in frühen Phasen des Professionalisierungsprojekts der österreichischen Gebärdensprachdolmetscher*innen, sei es als Unterstützerin, Wissensvermittlerin, Diskussionspartnerin, Netzwerkerin oder auch als Person, die aufgrund ihres Status als Universitätsangehörige einfach ein passables Werkzeug war, um den Anliegen der Dolmetscher*innen nach außen hin, vor allem gegenüber Institutionen und Politik, mehr Gewicht zu verleihen, kann ich von mir nicht behaupten, frei von Subjektivität zu sein. Meine Teilhabe an den Aktivitäten der Dolmetscher*innen ebenso wie meine Bemühungen um akademische Ausbildungsmöglichkeiten haben in den ersten Jahren das Feld definitiv beeinflusst und (mit-)gestaltet bzw. (mit-)verändert. Trotz meines gesellschafts-, universitäts- und berufspolitischen Engagements für die und mit den Akteur*innen des Feldes bin ich stets Wissenschaftlerin gewesen und geblieben. Ich stehe allen Akteur*innen, den hörenden ebenso wie den gehörlosen, und ihrem sozialen, kulturellen und moralischen Eigenleben mit großem Respekt gegenüber. Sie haben es mir gestattet, als Außenseiterin an ihren Aktivitäten teilzuhaben, sie haben mich gelehrt, ÖGS zu verwenden und sind mir mit Offenheit und Vertrauen begegnet. Ohne die Großzügigkeit, ihr Wissen, ihre Meinungen und ihre Sorgen mit mir zu teilen, wäre es nicht möglich gewesen, die vorliegende Studie durchzuführen.

Während im Rahmen qualitativer Studien i.d.R. zunächst das Feld abgesteckt, Zugang zum Feld gefunden, Vertrauen aufgebaut und eine soziale Position ausge-

handelt werden muss, also der Empirie erst ein oft langwieriger Prozess des Eintretens ins Feld vorausgeht, und die Rolle der Forschenden in ihrer Oszillation zwischen empathischer Teilhabe und forschender Distanz im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder gemeinsam neu ausgehandelt wird (vgl. dazu Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 56–62; Cohn 2014: 79–82), war mein Eintritt ins Feld ungeplant. Er begann mit allen einhergehenden Unsicherheiten und Komplikationen zu einer Zeit, als das Gebärdensprachdolmetschen in Österreich nicht als Beruf und die Gebärdensprache von vielen Hörenden wie Gehörlosen weniger als natürliche Sprache denn als eingeschränktes kommunikatives Hilfsmittel wahrgenommen wurde. Die Initiative, sich an der Universität mit ÖGS zu befassen, ging von Erich Prunč, dem Leiter des damaligen »Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung« der Karl-Franzens-Universität Graz aus. In einer Pressemitteilung vom Februar 1990 zur Ankündigung des ersten ÖGS-Kurses, nennt er folgende Ziele des Pilotprojektes:

Das Pilotprojekt geht von einem vierfachen Interesse aus:

1. *einem erkenntnistheoretischen*: Gegenüberstellung der Lautsprachen mit der Gebärdensprache als Zeichensysteme mit medial unterschiedlicher Darstellungsfunktion;
2. *einem pädagogischen*: Beobachten des Umkodierungsvorganges und Umsetzung der dabei gewonnenen Erkenntnisse im Sprachmittlungsunterricht;
3. *einem sozialpolitischen*: das Gebärdensprachdolmetschen in das Umfeld der normalen sprachlichen Kommunikation zu stellen und damit einen Beitrag zur Integration Behinderter zu leisten;
4. *einem universitätspolitischen*: der Öffnung der Universität im Sinne des UOG. (U-Dok 2: 1990, Hervorh. i. Orig.)

Langfristiges Ziel sei es, so Prunč in seinem Einleitungsstatement anlässlich der Pressekonferenz, »dem Gebärdensprachdolmetschen einen gleichberechtigten Platz in unserem Lehrangebot und in unserer Forschung zu sichern« (U-Dok 3: 1990). Als Fernziel schwebte ihm »die Ausarbeitung eines eigenen Curriculums für Gebärdensprachdolmetscher« (ibid.) vor.

Die Aufgabe, die Ziele umzusetzen, wurde mir übertragen, und nach jahrelanger Aufbauarbeit im Rahmen nationaler und internationaler Projekte konnten im Herbst 2002 die ersten Studierenden ÖGS in Kombination mit einer zweiten Fremdsprache inskribieren. In der Aufbauphase knüpfte ich Kontakte mit Gebärdensprachdolmetscher*innen und Gehörlosenorganisationen aus ganz Österreich, nahm an Treffen teil, organisierte eine Reihe von Weiterbildungsseminaren und schließlich im Rahmen eines EU-Projektes einen einjährigen Hochschullehrgang, der im März 1998 zur Gründung des *Österreichischen Gebärdensprach-DolmetscherInnen-Verbandes* (ÖGSDV) führte. Von diesem Zeitpunkt an wurde meine Beteiligung

am Professionalisierungsprojekt schrittweise geringer. Bereits seit einigen Jahren bin ich in keiner Weise mehr in Belange der beruflichen Praxis involviert.

Auch wenn die Daten für den zeitgenössischen Teil der vorliegenden Studie (Kapitel 7 bis 9) nicht auf der Basis teilnehmender Beobachtung gewonnen wurden, sondern durch Interviews und Dokumente, kann meine Rolle als Forscherin mit Rückgriff auf die Literatur zur teilnehmenden Beobachtung am besten deutlich gemacht werden, zumal Spuren meiner Beteiligung in den Interviews ebenso wie in den Dokumenten, die mir für die Analyse zur Verfügung standen, zu finden sind. James P. Spradley (1980/2016: 58–62) differenziert zwischen verschiedenen Graden der Involviertheit im Zuge der Beobachtung. Unter »nonparticipation« versteht er Situationen, in denen Forscher*innen nicht direkt im Feld anwesend sind, sondern ihre Informationen über ein zwischengeschaltetes Medium, etwa Tagebücher, erlangen. Eine »passive participation« liegt vor, wenn Forscher*innen zwar am Ort des Geschehens sind, allerdings in keinerlei Interaktion mit den Akteur*innen des Feldes treten und lediglich als Zuschauer*innen präsent sind. Eine »moderate participation« liegt vor, wenn sich Forscher*innen um eine ausgewogene Mischung zwischen leicht involvierter und beobachtender Rolle bemühen, um Akzeptanz im Feld zu erlangen, selbst an den Aktivitäten des Feldes jedoch nicht teilnehmen. Unter »active participation« versteht Spradley Situationen, in denen Forscher*innen mit der Intention, einen tieferen und unmittelbaren Eindruck in die untersuchte Lebenswelt zu gewinnen, aktive Rollen im Feld übernehmen. Von einer »complete participation« schließlich spricht er, wenn Forscher*innen bereits vor ihrer Forschungstätigkeit Mitglied des sozialen Feldes sind. Im Laufe der Forschungstätigkeit kann sich die Form der Teilhabe immer wieder ändern.

Meine Teilhabe an den von mir rekonstruierten Prozessen kann als anfänglich moderat, in der Folge aktiv und schließlich passiv gekennzeichnet werden. In welcher dieser Phasen ich mich auch befand, blieb ich als Wissenschaftlerin stets eine Person aus einer anderen sozialen Welt. Denn was mich von »practisearchers« (Gile 1994: 154) unterscheidet, ist die Tatsache, dass ich selbst nie im Feld beruflich tätig war. Die Eingebundenheit in bestimmte Aspekte einer frühen Phase der Verberuflichung hatte für mich insofern Vorteile, als sie die Entwicklung einer »deep familiarity« (Goffman 1989: 130) zum Feld und den Feldteilnehmer*innen ermöglichte, deren Erreichung Goffman mit normalerweise etwa einem Jahr beziffert. Loïc Wacquant (2010: 17) spricht im Zusammenhang mit ethnografischer Forschung von der Notwendigkeit nicht nur eines mentalen, sondern auch körperlichen und sinnlichen Lernens im Feld. Die anfängliche Nähe zum Feld ermöglichte es mir, im Zuge meiner Datensammlung auf bestehende Netzwerke zurückzugreifen, sehr lange, intensive und offenherzige Interviews zu führen und Zugang zu zahlreichen, z.T. sehr persönlichen Dokumenten zu erhalten, im Vertrauen, dass ich nur das öffentlich mache, was keinem und keiner der Akteur*innen schaden könnte. Trotz der sukzessiven Distanzierung vom Feld ist im Rahmen der Rekonstruktion des Verberuf-

lichungsprozesses ein stetiges Bewusstsein über die zurückliegende Involviertheit vonnöten, zumal sie bei der Interpretation der Daten zu Befangenheit und einer eingeschränkten Sicht auf den Gegenstand führen kann. Auch diesbezüglich möchte ich mich der Position der reflexiven wissenschaftlichen Praxis Waquants anschließen, der dazu auffordert, mit allen theoretischen und methodischen Werkzeugen des Fachs und analytischen und reflexiven Fähigkeiten die im Feld gemachten Erfahrungen beständig »zu objektivieren und das Objekt zu konstruieren, statt sich selbst naiv einfangen zu lassen und konstruiert zu werden« (ibid.: 15, Hervorh. i. Orig.). Insofern stellte *boundary work* für mich nicht nur das Leitkonzept der methodischen Analyse dar, sondern auch ein Werkzeug zur Reflexion der eigenen Forschungspraxis.

5.2 Methodologische Vorüberlegungen

Im Rahmen der Rekonstruktion der Verberuflichungsprozesse stehen – neben der Konsultation historischer Quellen für den ersten Abschnitt der Studie – die individuellen Erinnerungen der Ereignisse, Handlungen und Praktiken der Akteur*innen im Vordergrund, also ihre subjektiven Wahrnehmungen, Einstellungen, Annahmen, Empfindungen und Werte. Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Untersuchungsmethode sich für die Studie anbietet, welche Daten ihr zugrunde liegen und wie die Daten analysiert wurden.

5.2.1 *Grounded Theory Method* als Möglichkeit der Erschließung eines Feldes

Da das Ziel der vorliegenden Untersuchung die Analyse und Beschreibung subjektiver Realitäten ist, erfordert eine Rekonstruktion solcher Konstruktionsprozesse eine möglichst offene Untersuchung dieser Realitäten. Jede dieser Realitäten fügt dem Bild neue Bausteine hinzu, die schließlich gemeinsam zu einem globaleren Phänomen verdichtet werden können. Zur Durchführung der Studie kristallisierte sich daher ein auf der Methodologie der *Grounded Theory* basierender Zugang als geeigneter Forschungsstil heraus. Da dieser Forschungsstil in der Translationswissenschaft bislang kaum zur Anwendung kam, soll im Folgenden etwas genauer darauf eingegangen werden.

5.2.1.1 GTM als Forschungsstil

Antony Bryant und Kathy Charmaz charakterisieren die *Grounded Theory Method* (GTM) als einen systematischen, induktiven und komparativen Forschungsansatz, der das Ziel verfolgt, Theorie in einem fortlaufenden Prozess zu konstruieren. Die besonderen Merkmale der GTM liegen in der kontinuierlichen Interaktion mit empirischen Daten sowie in der Gleichzeitigkeit von Datenerhebung und Ana-

lyse, welche einander in einem iterativen Prozess gegenseitig beeinflussen. Die Datenanalyse erfolgt durch Kodierprozeduren, die eine Abstraktion des Materials zum Ziel haben, wodurch die Analyse kontinuierlich fokussierter und theoretischer wird (Bryant/Charmaz 2007a: 1). Das Ergebnis des Forschungsprozesses ist eine in den Daten verankerte, »grounded« Theorie, die auf Basis bestimmter Techniken einerseits und vor allem durch die kreative Arbeit der Forscher*innen andererseits entwickelt wird (Mey/Mruck 2007: 13; Strübing 2008: 7). In diesem Sinne ist die GTM nicht lediglich ein deskriptives interpretatives Verfahren, sondern hat starke explanatorische Anteile (vgl. Charmaz 2006: 6).

Die GTM wird weniger als Einzelmethode oder Sammlung strikter methodischer Verfahrensweisen denn als ein Forschungsstil verstanden (Legewie/Schervier-Legewie 2004: Absatz 46; Mey/Mruck 2007: 17; Strübing 2008: 14). Janice M. Morse (2008: 14) geht noch einen Schritt weiter, wenn sie betont, die GTM sei nicht lediglich eine Sammlung von Strategien oder Techniken, sondern eine spezifische Art und Weise analytisch über Daten – also soziale Phänomene – nachzudenken, d.h. eine wissenschaftliche Haltung (Mey/Mruck 2007: 17). Die GTM wurde Mitte der 1960er Jahre entwickelt und geht auf die Soziologen Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser zurück. Aufgrund ihrer verschiedenen Ausprägungen bezeichnen Charles Berg und Marianne Milmeister (2008: 5) die GTM als einen geschichteten methodischen Kanon. Dieser soll im Folgenden kurz umrissen werden.

5.2.1.2 Anfänge der GTM und der Bruch zwischen Glaser und Strauss

Die GTM erfuhr seit der ursprünglichen Variante von Glaser und Strauss Veränderungen durch spätere Fassungen der beiden Autoren jeweils alleine oder in Zusammenarbeit mit Co-Autor*innen, Versionen der »Second Generation« sowie schließlich Verfahrensmodelle auf Softwarebasis. Am Anfang stand ein medizinsoziologisches Forschungsprojekt zum Umgang mit dem Sterben in der Institution Krankenhaus (Glaser/Strauss 1965/2005), im Zuge dessen spezifische Analysestrategien entwickelt wurden (Strübing 2007: 29–34). In ihrem Buch *The Discovery of Grounded Theory* elaborierten Glaser und Strauss (1967/2006) ihre Forschungsstrategien und setzten sich vehement dafür ein, Theorien aus Daten zu generieren, anstatt überprüfbare Hypothesen von bereits existierenden Theorien zu deduzieren (Mey/Mruck 2007: 14). Der Ausgangspunkt für *Discovery*, das Jörg Strübing (2008: 7) als ein »Produkt der Rebellion« und »Manifest der qualitativen Sozialforschung« bezeichnet, war die von den Autoren empfundene tiefe Kluft zwischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. Sie wenden sich mit ihrem Werk – oft sehr polemisch – gegen die Empirieferne logisch-deduktiver Theorien, monieren die Übermacht der Theorien »Großer Männer« und sind davon überzeugt, dass man kein Genie sein muss, um eine brauchbare GT zu generieren (Glaser/Strauss 2008: 19f.). Ihnen zufolge müsse eine Theorie empirisch beschreibbaren Situationen gerecht werden (ibid.: 11) und daher aus empirischen Daten abgeleitet werden (ibid.: 13). Die Angemessenheit ei-

ner Theorie könne demzufolge vom Prozess, in dem sie generiert wird, nicht getrennt werden (ibid.: 15). Theorien, die durch die GTM generiert werden können, sind Theorien mittlerer Reichweite (im Unterschied zu »grand theories«), d.h. Erklärungen oder Vorhersagen, die zwischen einer Arbeitshypothese und allumfassenden Theorien rangieren (ibid.: 41f.). Eine GT ist jedoch nie ein fertiges Produkt, sondern in permanentem Prozess begriffen.

Die Eckpunkte der GTM nach Glaser und Strauss können wie folgt zusammengefasst werden (vgl. Charmaz 2006: 6f.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 194):

- Parallelität von Datenerhebung und -auswertung und theoretisches Sampling, das auf Theoriebildung und nicht auf Repräsentativität abzielt;
- theoretisches Kodieren, d.h. die Konstruktion analytischer Codes und Kategorien aus empirischen Daten, das zu einer kontinuierlichen Theoriebildung führt;
- ständiges Vergleichen der Daten auf jeder Analysestufe;
- das Verfassen von Memos, um Kategorien zu elaborieren, die Beziehungen zwischen den Kategorien zu definieren und Lücken in den Daten zu identifizieren;
- die Relationierung von Datenerhebung, Kodieren und Memoschreiben.

Eine Erläuterung der Konzepte und Verfahren, wie sie in dieser Studie verwendet wurden, erfolgt in Kapitel 5.2.2.

Der rasche Erfolg dieses Forschungsstils wird u.a. darauf zurückgeführt, dass Glaser und Strauss intensiv mit ihren Studierenden zusammenarbeiteten. In einem Interview betont Strauss, Glaser und er hätten *Discovery* Mitte der 1960er Jahre für die »Kids« geschrieben (Legewie/Schervier-Legewie 2004: Absatz 51). Auch wenn sich Glaser und Strauss aufgrund ihrer divergierenden wissenschaftlichen Sozialisierung sehr gut ergänzten (Legewie/Schervier-Legewie 2004: Absatz 46) und abgesehen von *Awareness for Dying* und *Discovery* drei weitere Bücher gemeinsam verfassten, führten die erkenntnistheoretischen Divergenzen zu Differenzen und schließlich zum Bruch. Während Strauss in der Tradition der Chicago School und des Pragmatismus stand, reflektiert Glasers sehr systematischer Zugang zur GTM seine kritisch-rationalistische wissenschaftliche Sozialisation bei Paul Lazarsfeld und Robert Merton in Columbia (Charmaz 2006: 7).

Glaser verließ die Universität und gründete einen Eigenverlag (Stern 2008: 26f.), Strauss übernahm das GTM-Forschungsseminar und veröffentlichte 1987 mit *Qualitative Analysis for Social Scientists* eine Einführung in die GTM mit ausführlichen Beispielen aus der Forschungspraxis des Seminars. Drei Jahre danach publizierte er gemeinsam mit seiner Schülerin Juliet Corbin *Basics of Qualitative Research*, wobei er sich immer weiter von Glaser entfernte (Strübing 2007: 48f.). Dieser reagierte auf die Publikation sehr empfindlich und verfasste mit *Emergence vs Forcing. Basics of Grounded Theory Analysis* 1992 eine vernichtende Entgegnung, in der er Strauss und Corbin attackierte (Stern 2008: 28). Strauss hingegen reagierte weder öffentlich auf

Glaser's Vorwürfe noch grenzte er sich explizit von ihm ab (May/Mruck 2007: 22f.; Strübing 2008: 65, 68).

5.2.1.3 The Second Generation

Bryant und Charmaz (2007a: 3f.) bezeichnen die GTM als »contested concept«. Contested concepts sind komplexe Konzepte, wie Macht oder Demokratie, deren inhaltliche Bestimmung umstritten ist u. a. weil die Verwendung der Begriffe nie gänzlich positionslos und unparteiisch erfolgt. Trotz der Differenzen zwischen Glaser und Strauss handelt es sich m. E. heute weniger um ein grundsätzlich umstrittenes Konzept als um ein »boundedly contested concept« (Lord 2004: 12), ein Konzept, über das im Kern Konsens herrscht, das jedoch in Bezug auf bestimmte Aspekte kontrovers diskutiert wird. Diese Problematik tut der Bedeutung der GTM jedoch keinen Abbruch, ist es doch schlüssig, dass sich ein Forschungsstil im Laufe der Zeit wandelt, um mit rezenten Entwicklungen der Wissenschaft Schritt halten zu können. Charmaz (2008: 135) ortet in jüngeren Entwicklungen Unterschiede bzgl. epistemologischer Affinitäten, methodischer Strategien, Annahmen über die Bedeutung von Theorie und konzeptuelle Ausrichtungen.

Wie bereits erwähnt, arbeiteten einige Studierende intensiv mit Glaser und Strauss zusammen und entwickelten eigene Versionen der GTM, die in einem Sammelband der »Second Generation« (Morse et al. 2008) gemeinsam publiziert wurden. Morse (2008: 17) stellt die Entwicklungen und Verbindungen grafisch in Form einer Art Genealogie dar. Im Folgenden soll auf Juliet Corbin (mit Strauss), Adele E. Clarke und Kathy Charmaz eingegangen werden, da die vorliegende Analyse auf ihren Ausführungen basiert.

Strauss entwickelte die GTM, wie bereits erwähnt, mit Juliet Corbin u. a. mit dem Methodenbuch *Basics of Qualitative Research* weiter. Auch dieses zentrale Werk erfuhr Veränderungen. Als die 2., überarbeitete Auflage 1998 erschien, war Strauss bereits zwei Jahre tot, und die 3. Auflage von 2008 nennt Juliet Corbin als erste Autorin. Im Vorwort schreibt sie, versucht zu haben, die Methode im Licht der Postmoderne, des Konstruktivismus und Feminismus zu modernisieren, Dogmatisches zu streichen, einzelne Verfahren zu flexibilisieren, ohne jedoch den Kern der GTM oder die epistemologischen und sozialtheoretischen Wurzeln der Version von Strauss und die Betonung von Struktur und Prozess zu verwerfen (Corbin/Strauss 2008: ix).

Adele E. Clarkes Ergänzung der GTM durch die Situationsanalyse ist nicht nur Strauss' GTM-Erbe verpflichtet, sondern baut auch auf seinen analytischen Konzepten der »sozialen Welten« und »Arenen« sowie seinem Konzept der »negotiated order« auf (Clarke 2005, 2012; zu dem Konzept der sozialen Welt siehe Kapitel 4.1.2). Ebenso wie soziale Welten Struktur- und Prozessmomente in sich vereinen, besteht auch der Kerngedanke des Konzeptes der »negotiated order« darin, dass Struktur nur im Handeln präsent ist und Handeln den aktiven Part von Struktur darstellt (vgl.

Strübing 2007: 54). Clarke konzipiert auf der Basis dieser Straussschen Konzepte ihre Situationsanalyse und Mapping-Strategien, die in verschiedenen Phasen der Untersuchung als Heuristiken dienen. Sie sollen die Analyse der empirischen Gesamtsituation ermöglichen und das Kodiervverfahren der GTM ergänzen (Clarke 2012: 34). Clarke bietet drei Typen von Maps an: Situations-Maps für frühe Analysephasen, um alle relevanten (menschlichen und nichtmenschlichen, historischen, politischen, symbolischen, diskursiven etc.) Elemente aus empirischen Daten darzustellen und ihre Zusammenhänge herauszuarbeiten; Maps sozialer Welten/Arenen, um kollektive Akteur*innen, ihre Beteiligungen und Handlungsschauplätze zu veranschaulichen und die für die Untersuchung relevanten sozialen Welten/Arenen zu bestimmen; Positions-Maps als Vereinfachungsstrategien zur grafischen Darstellung von Diskursen oder nicht zu Sprache gebrachten Positionen (ibid.: 38, 124).

Kathy Charmaz, die sich sowohl Glaser als auch Strauss verpflichtet sieht, präsentiert ihren konstruktivistischen Zugang zur GTM als zeitgemäße Revision des Forschungsstils. Für Charmaz ist die ontologisch objektive Welt nicht trennbar von den Beobachter*innen und deren Wahrnehmungen, die multipel, divergent und widersprüchlich sein können. Daher biete jede GT ein »interpretive portrayal« (Charmaz 2006: 10) der untersuchten Welt an. Charmaz' konstruktivistisch orientierte GTM positioniert Forschung daher relativ zu den sozialen Umständen, die sie beeinflussen (Charmaz 2008: 134). Ebenso hebt sie die Notwendigkeit der Verbindung zwischen Mikro- und Makroebene und die des Subjektiven mit dem Sozialen hervor (ibid.: 131). Strübing (2014: 99) kritisiert ihre allzu schroffe und in vielen Aspekten nicht nachvollziehbare Abgrenzungsrhetorik zu Strauss (& Corbin) und sieht den Mehrwert ihres Zuganges in kleineren Akzentverschiebungen. Hinzuzufügen ist, dass die anti-essenzialistische Betrachtungsweise des Verhältnisses von Beobachter*in und Beobachtetem nicht wirklich neu ist, betrachtet man etwa die kultur-anthropologische Diskussion um die Krise der Repräsentation in den 1980er Jahren (Clifford/Marcus 1986) oder Bourdieus (1993) und Waquants (2010) Ausführungen zur wissenschaftlichen Reflexivität. Dass es sich bei Charmaz' Monografie um ein Handbuch für Studierende handelt, die möglicherweise nicht in der Tradition kritischer, selbstreflexiver empirischer Forschung sozialisiert wurden, mag über manche Stellen im Text hinwegtrösten.

5.2.2 Konzepte und Prozeduren der GTM, deren Anwendung und die Erstellung des Datenmaterials

Auch wenn sich die GTM in ihren verschiedenen Ausprägungen als komplex darstellt, hat sie den Vorteil, ein sehr freier Forschungsstil zu sein. So wird von Beginn an betont, dass jede Anwendung, abhängig von Disziplin, Forscher*in, Forschungsfrage, Situation, Feldteilnehmer*innen etc. Adaptionen verträgt. Im Folgenden sollen jene Konzepte und Prozeduren vorgestellt werden, die im Zuge der Studie zur

Anwendung kamen. Inspiriert wurde der Zugang insbesondere durch Corbin und Strauss (2008) und z.T. durch Charmaz (2006) und Clarke (2005, 2012).

Wie bereits erwähnt, ist eine GT laut Glaser und Strauss (2008: 41f.) eine auf den Gegenstand bezogene Theorie mittlerer Reichweite. Sie soll den untersuchten Prozess in einem spezifischen Bereich in neuen theoretischen Zusammenhängen erklären, die Merkmale der im Rahmen der Analyse entwickelten Konzepte explizieren und die Gründe und Bedingungen aufzeigen, unter welchen der Prozess entsteht und sich wandelt (Charmaz 2006: 7). Um zu vermeiden, im Stadium reiner Deskription zu verharren, ist im Verlauf des Prozesses der Theoriebildung ein höherer Abstraktionsgrad anzustreben, ohne jedoch die Komplexität des jeweiligen Kontexts zu vernachlässigen: »A contextualized grounded theory can start with sensitizing concepts that address such concepts as power, global reach, and difference and end with inductive analysis that theorize connections between local worlds and larger social structures« (ibid.: 133). Die vorliegende Studie stellt einen solchen Versuch dar.

Grundsätzlich sind im Rahmen der GTM alle Daten mögliche Daten. In einem ersten Schritt wurde zur Untersuchung des Verberuflichungsprozesses der Gebärdensprachdolmetscher*innen aufgrund der kleinen Population entschieden, möglichst lange, narrative Interviews zu führen und diese durch vorhandene Dokumente zu ergänzen. Als Inspirationsquelle diente Charmaz' (2006: 25ff.) »intensive interviewing«, eine Form von Gespräch, das sich durch Offenheit auszeichnet und auf die Sichtweise der Befragten und ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Thema fokussiert. Nach Durchführung und Analyse der ersten drei Interviews stellte sich heraus, dass die ursprünglich geplante zeitliche Fokussierung auf die Jahre ab 1989, als sich Gebärdensprachdolmetschende zum ersten Mal trafen, nicht nur die lange Vorgeschichte des Gebärdensprachdolmetschens vernachlässigen würde, sondern bestimmte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster der Teilnehmer*innen nicht ausreichend erklären könnte. Daher wird zunächst im ersten Kapitel der Studie (Kapitel 6) ein Blick in die Geschichte geworfen und eine Typologie der Translationstätigkeit für Gehörlose entwickelt. Als Daten dienten historische Originaltexte wie Monografien, Berichte, Zeitungsartikel, Gesetzestexte, Schematismen, Adressbücher ebenso wie Sekundärliteratur. Für den Studienteil, der den Verberuflichungsprozess ab Ende der 1980er Jahre bis einige Jahre nach Gründung des Verbandes behandelt, wurden Interviews geführt und archivierte Dokumente analysiert, die bei Bedarf durch zusätzliches Material wie etwa Statistiken und Zeitungsartikel ergänzt wurden.

Der Pool für Interviews waren jene etwa 20 ÖGS-Dolmetscher*innen, die im Jahre 1998 den Verband gegründet hatten.⁸ Die Auswahl entwickelte sich im Laufe

8 Die exakte Zahl der Gründungsmitglieder war in den Dokumenten nicht zu finden und konnte auch in Gesprächen nicht rekonstruiert werden. Ausgeschlossen wurden jene sechs Personen, die sich bald danach beruflich umorientiert hatten.

der Studie nach dem Prinzip des »theoretical sampling«. Wie in der GTM üblich, erfolgte die Auswahl der Interviewpartner*innen schrittweise, die Analyse wurde parallel dazu durchgeführt. Nach der Analyse der ersten Transkripte wurden die weiteren Personen in einem iterativ-zyklischen Forschungsprozess auf Basis der analytischen Fragen, die an die Daten gestellt wurden und aufgrund von Lücken im bereits analysierten Material ermittelt. Grundsätzlich wurde auf Daten abgezielt, die gute Chancen haben, eine möglichst große Bandbreite thematisch relevanter Konzepte zu generieren, die also maximale Variation versprochen. Das ermöglicht auch bei kleinen Samples konzeptuelle Repräsentativität, zumal statistische Repräsentativität nicht angestrebt wird. Aufgrund der großen Bandbreite an Erfahrungen einer befragten Person wurde mit ihr einige Wochen nach dem ersten Gespräch ein zweites Interview geführt. Gegen Ende des Prozesses, als der notwendige Grad der theoretischen Sättigung erreicht zu sein schien, wurde mit einer weiteren Person in einem Abstand von mehreren Jahren ebenso ein zweites Interview geführt, um letzte Lücken in den Daten zu schließen und Unsicherheiten abzuklären. Insgesamt wurden elf intensive Interviews geführt, zehn aus dem Pool der o.g. 20 Dolmetscher*innen und eines mit einer Person, die zu Beginn des Professionalisierungsprojektes eine zentrale Rolle innehatte, allerdings nicht in diesen Pool fiel. Von einer detaillierteren Beschreibung der Personen wird aus Gründen der Anonymitätswahrung abgesehen. Drei Interviews fanden im Jahr 2009 statt, sechs im Jahr 2014 und zwei im Jahr 2015.⁹ Die Transkription erfolgte vollständig anhand der Standardorthografie. Äußerungen in ÖGS wurden in Glossenumschrift transkribiert.

Die schriftlichen Dokumente wurden zu einem kleineren Teil dem Archiv des Instituts für Translationswissenschaft entnommen, der Großteil der Dokumente wurde von Interviewpartner*innen zur Verfügung gestellt und anschließend abgetippt, um die Texte – wie auch die Interviewtranskripte – mithilfe einer QDA-Software analysieren zu können. Fanden sich im Material Lücken, wurde ggf. nachgefragt. Insgesamt wurden 173 Dokumente aus dem Dunstkreis des Verbandes bzw. vorangegangener Gruppen analysiert, die zwischen 1985 und 2002 verfasst wurden. Die Dokumente umfassen Briefe, Faxe, Protokolle, Berichte, Notizen, Konzepte, Stellungnahmen, Aussendungen u.Ä., ergänzend wurden Statistiken, Zeitungsartikel, Artikel aus Gehörlosenzeitungen, Internetquellen, Vorträge und dergleichen herangezogen. An Interviewmaterial wurden 19 Stunden und 47 Minuten ausgewertet, an Dokumenten etwas mehr als 200 Seiten, das ergibt eine Gesamtzahl von 269.581 Wörtern. In den nachfolgenden Kapiteln wird auf die zitierten Dokumente mit Kürzeln verwiesen.¹⁰ Von einer Kennzeichnung der Interviews wurde aus Gründen der

9 Genaue Daten siehe Quellenverzeichnis.

10 (D-Dok 8: 1989) bedeutet etwa, dass es sich um das chronologisch 8. Dokument der Dolmetscher*innen aus dem Jahr 1989 handelt, (U-Korr 15: 1993) ist der chronologisch 15. Brief aus dem Archiv des Instituts für Translationswissenschaft. Genauere Angaben zu den Daten fin-

Wahrung der Anonymität und auf Wunsch einiger Befragter abgesehen. Eine Nummerierung der Interviews würde es aufgrund der sehr kleinen Community ermöglichen, einzelne Personen zu identifizieren.

In der GTM erfolgt die Datenanalyse, wie bereits weiter oben erwähnt, durch Kodierprozeduren, welche die Abstraktion des Materials zum Ziel haben. Im Rahmen des Kodierens werden Datensegmente mit Schlüsselwörtern versehen, die gleichzeitig kategorisieren, Segmente zusammenfassen sowie Datenteile erklären und somit bereits wesentlicher Teil der analytischen Interpretation sind (Charmaz 2006: 45f.). Die Schlüsselwörter werden je nach GTM-Variante als Codes oder Kategorien bezeichnet, in einigen Fällen wird zwischen Codes und Kategorien hierarchisch unterschieden. Eine Unterscheidung in Code und Kategorie wurde im Rahmen dieser Studie nicht getroffen. Die QDA-Software MAXQDA, die zur Analyse herangezogen wurde, verwendet den Ausdruck »Code«.

Bei der Analyse werden Zeile für Zeile bzw. Segment für Segment Fragen an den Text gestellt, die den Sinn erschließen sowie Zusammenhänge aufzeigen sollen (Strübing 2014: 65f.). Bei mehrmaligem Lesen und Kodieren werden Daten mit Daten verglichen, um Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszufiltern, und zwar sowohl zwischen verschiedenen Fällen als auch innerhalb eines Falles (Charmaz 2006: 54; Corbin/Strauss 2008: 73f.). Die verschiedenen GTM-Entwicklungen und -Zugänge unterscheiden sich in ihren Kodieroperationen. Strauss schlug einen dreistufigen Kodierprozess vor, der aus offenem, axialem und selektivem Kodieren besteht (Strübing 2008: 20). Offenes Kodieren stellt einen noch relativ ungeordneten Zugang zum Material dar, aus dem eine Vielzahl Kategorien hervorgeht, die noch in keiner Verbindung zueinander stehen (ibid.: 21). Das axiale Kodieren zielt auf mögliche Zusammenhänge zwischen den Kategorien und zeigt auf, welche Konzepte tatsächlich relevant für die Beantwortung der Forschungsfrage sind. Die Analyse mündet so in einigen wenigen fokalen Konzepten, die als Schlüssel- oder Kernkategorien bezeichnet werden. Den Abschluss bildet das selektive Kodieren, bei dem die Schlüsselkategorien auf ihre Relevanz für die Gesamtfragestellung überprüft werden (Strübing 2008: 20f.).

In der Version von Corbin und Strauss (2008), die nach dem Tod von Strauss als dritte Auflage des gemeinsamen Werkes erschienen ist, spricht Corbin nur mehr von offenem und axialem Kodieren (ibid.: 195), wobei die Prozeduren nicht in einer chronologischen Reihenfolge zu betrachten sind (ibid.: 198). Trotz der komplex anmutenden Prozeduren sollte das Kodierparadigma laut Corbin nicht überbetont werden: »the paradigm is only a tool and not a set of directives« (ibid.: 90).

Ein Credo der GTM ist aufgrund ihres prozessualen Charakters schließlich das kontinuierliche Schreiben von Memos, um neue Ideen, Einsichten oder Fragen

den sich im Quellenverzeichnis, Namen werden aus Gründen der Wahrung der Anonymität nicht angeführt.

festzuhalten, ältere Spuren der Denkarbeit zu erhalten, Entscheidungsprozesse zu dokumentieren und Widersprüche sichtbar zu machen (Charmaz 2006: 72; Berg/Milmeister 2008: 12, 16; Strübing 2008: 72f.). Manchmal werden unterschiedliche Typen von Memos vorgeschlagen (Strauss 1998: 175–199). Auch MAXQDA ermöglicht die Verwaltung unterschiedlicher Memos, wie Projekt-, Dokument- oder Text-Memos und Code-Memos (vgl. Kuckartz 2007: 140ff.). Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden Memos von Beginn an geschrieben, allerdings in einer Worddatei, wobei jedes Memo ein thematisches Label erhielt, um unterschiedliche Memos zu einem Thema oder einer Frage vergleichen zu können. Lediglich Code-Memos wurden in einem MAXQDA-Projekt verfasst.

Die Software ermöglichte es, im Laufe des Kodierens auf einfache Weise Codes zu erstellen, umzubenennen oder auch wieder zu löschen, zu verschmelzen, ausdifferenzieren und Subcodes zu bilden. Auch war es möglich, Codes zu dimensionalisieren, d.h. mit Merkmalsausprägungen zu versehen, und das Codesystem als Baumstruktur immer wieder im Gesamten zu visualisieren. Das axiale Kodieren setzte relativ rasch ein, gegen Ende der Analyse wurde insofern auch selektiv kodiert, als die zentralen Codes den jeweiligen Kapiteln zugeordnet wurden, die im Laufe der Kodierarbeit als vorläufiges konzeptuelles Inhaltsverzeichnis vorbereitet worden waren. Die Software erlaubte es auch, das gemeinsame Vorkommen mehrerer Codes oder Subcodes auszuwerten. Dies soll an einigen zentralen Codes kurz dargestellt werden. Zu diesen zählten z.B. *Hörende & Gehörlose* (mit den Subcodes *Hörende*, *Codas* und *Gehörlose*) und *Sphären* (mit den Subcodes *Ausland*, *Das Private*, *Gehörlosenschule*, *Kirche*, *Lautsprachdolmetschen*, *Medizin*, *Öffentlichkeit*, *Sozialarbeit*, *Staat und Behörden*, *Universität*). Diese konnten kombiniert und mit dimensionalisierten Codes wie z.B. *Zeitdimensionen*, *Gefühle* und *Bewertungen* (jeweils wiederum mit Subcodes) kombiniert werden. Die Erkenntnisse aus den Verknüpfungen wurden in Memos festgehalten, sortiert und verdichtet. Dies ermöglichte die Entwicklung abstrakterer Kategorien, wie etwa *Schwellenwelt als Bürde und Bereicherung* gegenüber *Entdeckung einer neuen sozialen Welt*, die in Kapitel 7 behandelt werden.